

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 7 (1913)
Heft: 6

Artikel: Jesus, das Geld und Wir
Autor: Eberlein, G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-133033>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Jesus, das Geld und Wir.

Geld regiert die Welt! sagt man. Und ist es nicht so? Man nennt unsere Zeit gern eine materielle. Und wirklich sehen wir heutzutage deutlicher als jemals, daß auch dort, wo wir meinen, die Gefühle und Meinungen, Liebe und Haß der Menschen seien das Entscheidende, hinter diesen Gefühlen, sie bestimmend und sie hervorruhend, das Geld und immer wieder das Geld steht.

Man kann von einer Weltherrschaft des Geldes sprechen. Wenn man sich einmal die Frage vorlegt, wer mehr Einfluß und Gewalt habe — die Könige oder die Kapitalisten, so wird die Antwort wohl sicher „die Kapitalisten“ heißen müssen. Es gab einmal eine Zeit, da pochte man auf Vorrechte der Geburt, der Abstammung, der Grafen- und der Fürstentronen: heute ist der Wert dieser sogen. „Geburtsaristokratie“ bedenklich gesunken und eine neue „Geldaristokratie“ aufgekommen. Und zwar ist der Einfluß des Kapitals und der Kapitalisten auf das ganze öffentliche Leben, auf die Gesetzgebung und Beschlußfassung manches Parlamentes in allen Ländern ausschlaggebend; er ist in den Republiken ebenso nachzuweisen wie in den Monarchien. Und auch die sog. „freie“ Volksmeinung ist — leider! — oft nur eine dünne Verkleidung, hinter der das blendende Metall nur allzu deutlich hervorblitzt. Denken wir nur an das Bild des Riesenwahlkampfes in Amerika und der hierbei von allen Parteien aufgewandten Riesensummen.

Da nun aber in dem heutigen Leben der Menschen unter einander sich alle menschlichen Einrichtungen und Wertschätzungen auf Geld aufbauen, nimmt eben nur der im allgemeinen an den Einrichtungen der Kultur teil, wer — Geld hat. Das lehrt uns ein Blick in unsere Zeit: All die Einrichtungen der sogen. „höheren“ Schulen, der Bildungsstätten für Kunst und Wissenschaften, Theater und Universitäten — sind nur für den da, dessen Eltern sich solche Ausgaben „leisten“ können. Wer aber als noch so reges und strebsames Kind sog. kleiner, armer Leute aufwächst — sei sein Vater nun Arbeiter, Handwerker, Kaufmann, Bauer oder Beamter — ist im Allgemeinen davon ausgeschlossen, und wenn ein inwendiger Trieb ihn auch voll Sehnsucht zum Lernen und zur Ausbildung des Geistes hintriebe. — Selbst das alte Trostmittel, daß man sich wenigstens die Gesundheit nicht kaufen könne, verfängt nicht mehr recht. Denn stehen nicht gerade wieder dem, der Geld hat, die teuren und wirksameren Heilmittel und Heilstätten zur Verfügung, während mancher Arme dahinsiecht, der durch eine teure Reise nach dem warmen Süden vielleicht gerettet werden könnte, wenn nur das Geld da wäre!

Aus all diesen bitteren Tatsächlichkeiten greift uns eine — ob gute oder böse bleibe dahingestellt! — gewaltige Macht des Geldes entgegen: das Geld teilt die Menschen in zwei Klassen: die Reichen

und die Armen, die Bevorrechteten und die Unterdrückten. Wer das Geld und die an ihm hängenden Güter: Macht, Freude und Lebensgenuß hat, will es festhalten mit aller Macht und allen Mitteln. Sehnsucht nach Schönheit, Wissen und Macht aber ist in gleichem Maße in allen Menschen vorhanden! Wenn nun aber das Geld gleichsam der Zauber Schlüssel ist, der alle Schönheiten der Erde, Kunst, Wissen, Gesundheit und Lebensgenuß erschließt, wie sollte dann nicht in den von dem allen wie von einem unverständlichen Schicksal ausgeschlossenen Klassen und Menschen eine wilde, haßerfüllte Gier aufbrechen, die auch ihre Sehnsucht nach Sonnenschein und Freude stillen und darum an dem gelben Zaubermetall teilhaben wollen!

Die erbitterte Schärfe und den bis zur Ungerechtigkeit gesteigerten Haß, der uns aus den sozialen Kämpfen der Arbeiter mit den Kapitalisten entgegenflammt, werden wir nur verstehen müssen!

Man sagt wohl manchmal, daß auch unter denen, die heute allein wirksam den Kampf gegen die Kapitalisten führen, in den Reihen der Sozialdemokratie, manche in dem Augenblick von allem Kampf abstehen würden, wo sie selbst — oder ihre Klasse — an dem von ihnen bekämpften Geld genügenden Anteil hätten. Gewiß bekämpft auch da manch einer nur aus persönlichem oder Klassen-Egoismus und Verärgertheit die gegenwärtige Verteilung des Geldes, weil sie — welch eine Unterlassung des Schicksals! — dabei übersehen wurden! Aber was besagt das! Viele sind es doch auch, und auf die kommt es an, die des Geldes überhaupt nicht mehr recht froh werden können, weil ihnen aus seinem Vorhandensein eine sie im Tiefsten bewegende und darum wahrhaft religiöse Frage entgegenleuchtet.

Das Geld ist die größte Macht auf Erden. Es baut Maschinen. Es setzt Fabriken in Bewegung und treibt Riesendampfer. Es legt Landstriche trocken und führt den Wüsteneien Wasser zu. Es umspannt die ganze Erde mit einem Netz gegenseitiger Beziehungen und friedlichen, aber unendlichen aufreibenden Ringens, das das stärkste Hemmnis eines Krieges ist: Lauter Wunder über Wunder.

Es zerreißt die Menschheit in zwei Teile: Es gibt den einen Genuß über Genuß und schlägt die andern mit sinnenbetörender Gier und dem aus ungerechter Zurücksetzung geborenem sinnlosem Haß; diese vom Geld abhängige, orientierte und gestaltete Menschheit scheint das größte Wunder zu sein.

Das Geld ist die größte Macht der Erde. Und diese Macht wirkt Wunder: Ist sie Gottes Stimme? Ist sie des Satans Stimme? das ist die Frage, die in dem religiösen Menschen aufsteht.

Gehen wir, um auf diese Frage Antwort zu finden, zu einem Mann, der außerhalb allen politischen Betriebes und aller Parteien steht, Jesus von Nazareth. Bei ihm sind wir sicher, nicht ein von der Parteibrille getrübtetes Bild zu finden; denn er, den schon jede Partei für sich in Anspruch genommen hat, geht durch sie alle hindurch. Denn er fragt nicht nach Fortkommen oder Ansehen bei

den Menschen, sondern nur nach Gott. Und wo er mit bebender Leidenschaft spricht, ist es die lohende Gottesleidenschaft, die seinen Gott bedroht und eingeschränkt sieht.

Wenn man nun alle Aeußerungen Jesu über die Geldleute seiner Zeit und über das Geld, soweit sie uns in den Evangelien noch erhalten sind, zusammenstellt, erschrickt man, wie ablehnend und feindlich sich Jesus zu diesen Mächten des Lebens gestellt hat. Man hat einmal gesagt: Wenn heute einer in ähnlicher Weise wie Jesus von den Kapitalisten unserer Tage zu reden versuchte, würde er bald von dem Staatsanwalt wegen schwerer Beleidigung oder gar wegen „Aufreizung der Massen zum Klassenhaß“ belangt werden.

So mild und weich Jesus von und mit den Armen, Gedrückten, Geplagten und Ausgebeuteten spricht, so schroffe und harte Töne findet er den Besitzenden gegenüber. — Mit welchem Spott weiß er sie vor den aufhorchenden Massen zu malen als die Leute, die in langen Kleidern über den Marktplatz stolzieren und nur darauf achten, daß jedermann sie grüße! Mit welch schroffen Worten zeichnet er den Gegensatz zwischen Reichtum und Elend, wenn er von dem „reichen Mann“ spricht, der „sich alle Tage köstlich in Purpur und feine Leinwand kleidet“, und dem armen Schlucker, der „gierig nach dem Abfall von des Reichen Tische greift!“ In wie verletzender Weise stellt er die ganze Heuchelei der reichen Oberschicht des jüdischen Volkes bloß:

„Ihr legt den Menschen unerträgliche Lasten auf den Hals, aber ihr selbst wollt sie nicht mit einem Finger anrühren.“ — „Ihr achtet wohl auf das Reinhalten der Eßgeräte, aber inwendig seid ihr voll Raub und Fraß!“ — „Barmherzigkeit predigt ihr, aber ihr freßt der Witwen Häuser!“ — „Übertünchte Gräber seid ihr, die auswendig hübsch erscheinen, aber inwendig seid ihr voll Totenbeine und voll Unflat!“ (Matth. 23, Luc. 11,35—52, 20,45 ff., Mkr. 12,38 ff.).

Luc. 11,45 ist uns ein kleines Wort eines der so hart Angegriffenen aufbewahrt, das die Situation gut beleuchtet: Es lautet: „Meister, mit solchen Worten schmähst du uns?“ Jesus war durchaus nicht voll kühler Sachlichkeit in diesem Kampf; eine heiße Leidenschaft leuchtet aus seinen Worten hervor. Wie ein Kampfruf klingen seine Worte, die er ihnen einmal ins Gesicht schleudert:

„Wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin!

Wehe euch Satten, denn ihr werdet hungern!

Wehe euch, ihr Lachenden, denn ihr werdet trauern und weinen!

Wehe euch, wenn euch die Leute schmeicheln . . .!“

Sie, die von allen beneidet wurden um ihren Besitz an Geld und Gut, lernten einen kennen, der nur Mitleid, grenzenloses Mitleid mit ihnen hatte. Sie, die gewöhnt waren, Unterwürfigkeit, Ehre und Gehorsam bei allen zu finden, lernten einen kennen, der mit klarer Deutlichkeit und verletzender Schärfe ihnen die Wahrheit sagte, ohne

daß ihr Geld sie hätte davor schützen können. Ihr Geld schien für diesen Menschen überhaupt nicht zu existieren. Vielmehr schien er gerade ihr Geld als die Macht zu betrachten, die er um allen Preis bekämpfen müßte.

Es muß eingeschaltet werden, daß diese Abkehr Jesu von allem, was für reich, vornehm und angesehen in der Welt galt, nur die selbstverständliche Rehrseite ist von seiner glühenden Liebe zu allen Armen, Elenden, Verachteten und Verkommenen. — Es ist nicht wahr, daß Jesus zu allen Menschen gekommen ist: Nur die Armen, Ausgestoßenen, Hungernden und Weinenden rief er zu sich: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid . . .!“ Wer Geld hat, ist im allgemeinen nicht „mühselig und beladen“.

Gewiß gab es damals ebenso wie heute auch unter denen, die genug Geld zu einem sorgenlosen Leben hatten, solche, die das Gefühl beseelte, in all dem Geld doch nicht glücklich zu sein. Solche Reiche sind, getrieben von der Stimme der Sehnsucht, auch zu Jesus gekommen, wenn sie auch selten gewesen sein mögen. Als einmal ein junger, reicher Besitzer zu Jesus kommt, heißt es: „Jesus sah ihn an und gewann den Menschen lieb.“ Aber das wollen wir wohl beachten: Sein Geld schließt ihn trotzdem von der Gemeinschaft mit Jesus aus: „Gehe hin und verkaufe alles, was du hast. Er aber ging traurig davon, denn er hatte viele Güter.“ (Mk. 10). Obwohl Jesus den Menschen liebt, kann er ihm nicht Trost, Frieden und Kraft geben. Er kann nicht, solange jener sein Geld behält. Bei dieser Gelegenheit sagt Jesus auch jenes furchtbare, harte, beinahe grausame Wort, das die Kirchen Jesu oft vergessen zu haben scheinen, und dessen sich die Christen erst heute wieder zu erinnern anfangen: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme!“ (Mk. 10,25). Nicht Jesus ist grausam; denn er würde niemanden von dem Glück des Gottesreiches, das er erkämpfen und unter den Menschen entstehen sehen will, ausschließen, sondern der Reiche wird von seinem Geld ganz von selbst von diesem Gottesreich ausgeschlossen; diese Wirkung gleicht der eines unnachlässig und selbstverständlichen Naturgesetzes: „Ja, wer kann denn dann selig werden?“ — — —

Man hat Jesus von Seiten der Sozialdemokratie als „ersten Sozialdemokraten“ für sich in Beschlag genommen. Daran ist richtig, daß Jesus immer auf Seiten der Armen, Unterdrückten und Ausgebeuteten gestanden hat. Und sicher ist, daß er, der so scharf gegen die zu Felde zog, die „der Witwen Häuser fressen“, heute gegen jenes System der Ausbeutung und Vergewaltigung der wirtschaftlich Schwächeren, das wir „Kapitalismus“ nennen, kämpfen würde. Aber dennoch müssen wir einige Punkte beachten, die es unmöglich machen, Jesus so schlechtthin als Sozialdemokraten anzusprechen.

Für Jesus handelt es sich überhaupt nicht um Politik oder Sammlung einer politischen Partei. Er geht durch alle Parteien hin-

durch und sucht den Menschen, die Menschenseele, die in all dem Alltagsstreiben mit sehnsuchtschweren, hungrigen Augen ausschaut nach etwas, was sie füllt, was sie frei von allen Lasten und glücklich machen kann. Und freilich solch hungrige Menschen, hungrig nach Verständnis, Trost und Frieden begegneten ihm allermeist unter den Armen, Elenden, Gedrückten und — wer möchte es glauben? — unter den von der menschlichen Gesellschaft wegen mannigfacher Verbrechen Ausgestoßenen und Ausgeschlossenen! Unter den „verlorenen Menschen“ fanden sich gar viele, deren Gottessehnsucht unverloren war! Wer will sie verdammen vor den Tugendholden der menschlichen Gesellschaft, die in dem satten Tugendbewußtsein, nie etwas Böses begangen zu haben, das Beste in sich, jene tiefe Gottessehnsucht, verloren haben!

Von hier aus können wir die hohe und weite Meinung Jesu verstehen, daß der Unterschied, den wir Menschen zwischen „gut und böse“ zu machen pflegen, von Gott aus gesehen, sehr geringfügig sei: denn „Gott läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ Das Böse scheidet den Menschen nicht von Gott: Gottes Liebe umfängt in gleicherweise Gute und Böse. Ja, von der aufgehenden Sonne der Gottesliebe verschwindet das Böse, wie die Schatten der Häuser kürzer und kürzer werden, je höher die Sonne steigt.

Noch ein anderes Moment gilt es zu beachten: Jesus denkt auch nicht im Entferntesten daran, in und durch diesen Kampf seine Lage zu verbessern. Das soll aber nicht etwa besagen, daß die Lage Jesu derart gewesen wäre, daß sie nicht hätte verbessert zu werden brauchen. Jesus war ja selbst ein Mann aus dem Volk, ein Proletarier, kleinen gedrückten Verhältnissen entstammend.

Joseph und Maria hatten viele Kinder: Jakob, Josef, Judas und Simon werden uns als Brüder Jesu genannt, dazu noch Schwestern, zum wenigsten also sieben Geschwister. Der Vater, der wie die Zimmerleute in Palästina heute noch wohl ein Wanderhandwerker war, mag nicht viel daheim gewesen sein: Im Frühjahr zog er mit Richtmaß, Art und Säge aus, um Arbeit zu suchen, wo man ihn brauchen würde. Jesus hat seines Vaters Handwerk gelernt; er wird Mark. 6,3 schlechthin „der Zimmermann“ genannt. Wahrscheinlich hat er nach dem frühen Tod seines Vaters als Erstgeborener die Sorge für Mutter und jüngere Geschwister übernehmen müssen. So ist Jesus in den kleinen und engen Verhältnissen eines armseligen Dorfes groß geworden. Er hat selbst an seinem Teil fühlen müssen, wie schwer sich die Kleinen abplagen müssen, um überhaupt leben zu können. Er hat Zeiten der Arbeitslosigkeit und der Not gekannt. Er hat mit seinen Arbeitgebern um den Lohn gemarktet, hat Lob und Tadel von ihnen hingenommen, hat Ueberstunden gemacht, sich auch wohl Abzüge gefallen lassen müssen. — Wir wissen nicht, wie lange Jesus dieses eintönig-armselige Leben ertrug.

Und als er dann, er muß 30, vielleicht 40 Jahre alt gewesen

sein, mit seiner neu gewonnenen Erkenntnis und seinen neu gewordenen Freunden ohne Arbeit und ohne Geld durch das Land zog, die Menschen für das von ihm ersehnte und erhoffte Gottesreich zu gewinnen, wie oft mag er da gehungert und gedürstet haben, hatten sie doch nicht einmal die paar Pfennige übrig, um im Gasthaus oder in einer Stallung übernachten zu können, sondern suchten sich im Waldesdickicht eine Unterkunft für die Nacht. Scherzend weist Jesus einmal darauf hin, daß es Vögel und Füchse hierin besser hätten als er.

Aber das ist es: er nimmt die Dürftigkeit und Armseeligkeit in seinem Leben gar nicht ernst! Denn er entbehrt nichts ihm Wesentliches oder Wertvolles. Ihm liegt nichts an Geld und Gut. Er weiß, daß der arme Mensch den Quellen innerer Freude und inneren Entzückens näher ist als der Mann, der sich täglich sorglos und mit Wohlbehagen an den reichlich gedeckten Tisch setzt.

Es ist geradezu merkwürdig, welch überraschender Jubelton uns entgegenklingt, wenn Jesus von den Armen spricht. Wie ein Lied klingen jene Worte vom „Schatz des Armen“, die Luc. 6,20—22 stehen, wie ein Lied muß man sie auch lesen:

„Selig ihr Armen, denn ihr habt die Gottesherrschaft!

Selig ihr Hungernden, denn ihr sollt satt werden!

Selig ihr Weinenden, denn ihr werdet lachen!

Selig seid ihr, wenn die Leute euch hassen und ausschließen und in schlechten Ruf bringen:

Freuet euch und hüpfet; siehe, euer Lohn ist groß bei Gott!

Die Armen, von allen bemitleidet, brauchen das Mitleid durchaus nicht. Sie haben jetzt schon gegenwärtig, ohne es zu wissen, in sich einen Schatz, dessen Besitz über alles Verstehen glücklich macht und sie weit hinweghebt über alle Entbehrungen des armen Lebens. Jesus darf die Armen darauf hinweisen, ohne daß man seine Worte als Spott deutet: hat er doch selbst darin das Glück und den festen Punkt seines Lebens gefunden, daß er merkte, wie gerade in Armut, Hunger und Verachtetsein ein himmlischer Reichtum und eine göttliche Fülle seine Seele zum Ueberströmen brachte.

Gleichwohl gilt der Kampf Jesu doch auch wieder einer besseren — oder sagen wir gleich gerechteren Ordnung der Lebensverhältnisse auf Erden. Dem Glück, das sein Inneres erfüllt, fehlt noch etwas, solange er sieht, wie die ganze Menschheit stöhnt und sich windet in Ungerechtigkeit, Lüge, Heuchelei und Gewalt. Und so setzt er sein Leben ein, daß dieser greuelvolle Zustand einmal ende. Im verzückten Geist sieht er eine Zeit herannahen, da die Menschen von einem Gottesgeist durchflutet, sich untereinander als Brüder und Schwestern anerkennen und lieben werden.

Es sind auch unter uns gar viele ehrliche Menschen mit warmem Herzen, die auch auf eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts auf ihre Art arbeiten. Das aber unterscheidet sie von Jesus, daß sie in

diesem ihrem Streben meinen ohne Gott auskommen zu können; es käme da wohl auf allerhand Einrichtungen, Gesetzesvorschläge und revisionen an, aber was sollte Gott dabei? Jesus aber ist sich bewußt, daß dies alles — auch bessere Gesetze! — nur durch Gott und mit Gott kommen kann. Erst müssen die Menschen von einer neuen und wirklichen Gottesbegeisterung erfaßt werden, dann werden sie ihr Leben und die Lebensverhältnisse unter einander mit Gerechtigkeit und Liebe einrichten.

Jesu Leben erhält dadurch diese unerhörte Wucht und Gewalt, daß seine ganze Kampfesleidenschaft dem Einen gilt, hinter dem alles andere zurücktritt, seinem Gott. Gottes Feind muß besiegt werden, damit Gott groß und herrlich in seiner Menschheit aufsteigen kann!

Und nun kommt die überraschend-kühne Wendung Jesu: das Geld — das ist der Feind Gottes! Die religiöse Motivation seiner Feindschaft gegen das Geld macht seine Gegnerschaft zu einer radikalen.

Jesus greift nicht die Kapitalisten an, weil er etwa wünscht, daß alle Armen etwas mehr Geld zu einem geruhigen und behaglichen Leben hätten: Jesus war der Feind jeden Anspruchs auf ein ruhiges und behagliches Leben.

Er war auch durchaus nicht der Meinung, daß jeder Reiche ein grausamer und schlechter Mensch sein müsse. Natürlich wußte er, daß es auch schlechte Arme und gute Reiche gäbe. Ist nicht der „reiche Mann“ im Gleichnis ein gar milder, lebenswürdiger Mann? Welcher von unsern Kapitalisten würde es wohl dulden, daß ein mit einer scheußlichen Krankheit behafteter Bettler sich dauernd auf der Treppe oder etwa in der Küche seiner Villa niederließe und auf die Abfälle von den herrschaftlichen Mahlzeiten warte? Unsere „christlichen“ Reichen sind sicher nicht so milde und würden sofort nach der Polizei telephonieren, um den unsaubern und verdächtigen Gesellen aus ihren Augen und in ein sicheres Gewahrsam zu befördern! Und — Hand aufs Herz: wer von uns würde das denn dulden, er sei nun Bauer, Handwerker, Beamter oder Arbeiter? Also der „reiche Mann“ ist eigentlich ein von uns unerreichtes Muster von Gutmütigkeit und Milde. Und doch wird er verworfen. Nur eins kann der Grund sein: Sein Geld trennt ihn von Gott.

Wer von uns würde sich nicht freuen, wenn er unerwartet einmal ein paar Groschen mehr verdient hat? Jesus konnte sich nicht über Geld freuen. Er freute sich, wenn er einen sah, der Geld weg-gab. Denn damit rückt nach seiner Meinung der Mensch Gott nahe.

Jesus sah in all den Goldstücken, großen wie kleinen, kupfernen wie goldenen, das Hervortreten und Wirksamwerden einer in sich zusammenhängenden, bösen Macht. Darum sind auch ein paar Groschen nicht harmlos. Nicht nur der Millionär, auch der arme Schlucker,

der sich mühsam seine paar Groschen verdient, tritt in Berührung mit dieser Macht des Bösen.

Wer weiß, ob nicht Jesus, der bei seinem Umherziehen ja ganz auf die Gaben guter Freunde angewiesen war, nur Lebensmittel, aber nie Geld genommen hat? Als man ihn einst fragt, ob man dem Staat Steuern zahlen müsse und er Bild und Umschrift eines Geldstückes zur Antwort benutzen will, muß er sich erst von den Umstehenden ein Geldstück geben lassen: Er scheint kein Geld bei sich getragen zu haben.

Ja, wahrlich — so sonderbar uns diese Meinung Jesu vorkommen mag: Er sah in dem Geld den wirklichen Satan. Gott und Geld sind zwei unversöhnliche Feinde; hier gibt es keinen Kompromiß für den Menschen. Wer Geld hat, den hat das Geld. Der ist darum getrennt von Gott.

Alle bösen Leidenschaften, Fehler und Irrungen der Menschen überstrahlt und tilgt die Sonne der Gottesliebe. Aber vor dem, der Geld hat, macht sie halt, solange er Geld hat. Da tut sich ein abgrundtiefer Riß auf, der auch von Gott aus unüberbrückbar ist; denn er besteht nicht in Stimmungen, Neigungen, Fehlern, Leidenschaften der Menschen. Er entsteht durch etwas, was außerhalb des Menschen liegt, durch eine wirkliche, böse Macht, einem dämonischen Willen, der dem Gotteswillen entgegengesetzt ist: das harte, schmutzige Geld — das ist Satan, der die Menschen beherrscht!

„Niemand kann zweien Herrn dienen: Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben; oder er wird dem einen anhängen und den andern verachten; Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon (Matth. 6,29).

Wir Christen meinen freilich, Gott und dem Mammon dienen zu können. Und so machen wir uns statt Gottes einen Götzen zurecht, der die Behaglichkeit unseres Lebens nicht stört. Der wirkliche Gott aber entfernt sich indessen von uns; lebendige Gotteskräfte spüren wir nicht mehr!

Wir werden nun nachzuweisen haben, inwiefern der Wille des Dämon Geld dem Gotteswillen entgegengesetzt ist und ihn zu durchkreuzen trachtet.

Jesus spricht vom Geld immer als vom „ungerechten Mammon“: ein häßlicher, verächtlicher Name für eine ungerechte, schmutzige und verächtliche Sache. Jesus verachtet das Geld, weil er in das innerste Wesen dieser Macht hineinschaut: Es ist zusammengewoben aus Lüge, Haß, Gewalt und Ungerechtigkeit.

Gott aber ist überall, wo Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe herrschen.

Je wirklicher die Menschen in Gott hineinwachsen, desto deutlicher spüren sie, daß Gott die Einheit ist, der das vielfältige und vielspaltige Leben zustrebt. Wir berühren damit den Vorhang, der vor dem Urgeheimnis des Werdens dieses Lebens hängt: Lüften

können wir ihn nicht; genug, wenn wir seine schweren Falten rauschen hören. — — —

In dem Augenblick begann das uns umgebende vielgestaltete, buntfarbige Leben, als Welten, Sonnen und Wesen aus Gott heraustrreten, die Gottheit verließen, um losgerissen, abgesondert, ein jeder für sich zu leben. Aber sofort ward auch das Gefühl einer rastlosen Sehnsucht geboren, heimzukommen in Gott, aus der Vielheit einzugehen in die Einheit und Ruhe. Wenn man einen Stein in das Wasser wirft, so erzittert es in lebhaften Wellenbewegungen; aber all die Wellen, Ringe und Kreise, die sich gleichsam loslösten von der platten einheitlichen Wasserfläche, zittern in unruhiger Sehnsucht, bis sie wieder vereint in der großen Ruhe daliegen. Wenn du hineinhorchst in die Welt, kannst du gar bald das „ängstliche Harren der Kreatur“ in Menschen, Tieren, Pflanzen, Steinen, Meer und Sonnen herausfühlen und ahnend erfassen.

Wir alle, die wir von einer inneren Unruhe erfaßt, mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden, bessern wollen — sei es, daß wir uns mit Politik, mit Wissenschaft, mit Kunst oder sonst etwas befassen — wir alle streben im Grunde dieser Einheit zu. Und dann sind wir auf dem richtigen Wege zu ihr, wenn wir diese Gotteseinheit in den uns umgebenden Menschen wiederfinden und im Verhältnis zu ihnen sie darstellen wollen. Gemeinschaft und Einheit der Menschen untereinander — das ist der Weg zur Gotteseinheit. Unser ganzes Wesen muß von dem zwingenden Gefühl erfaßt sein, daß sie alle als „Brüder und Schwestern“, wenn wir diese wundervollen Bilder recht deuten, gleichberechtigte und gleichnötige Teile in dem großen Organismus der Menschheit bilden. Wie die ganze Menschheit wiederum nur ein Teil ist, der in dem großen harmonischen Ineinander- und Umeinandertanzen aller Welten, Sonnen und Wesen sich einfügt, so erhält jeder Mensch seinen Wert dadurch, daß er untertaucht — nicht untergeht! — aber untertaucht in das große Gottesmeer der Menschheit. Der Mensch wächst innerlich an Kraft und Liebe der Seele in dem Maße, als seine kleine Persönlichkeit in ihrer kleinlich-selbsttichtigen Beschränktheit heraustritt und in sich aufnimmt die ganze Menschheit Gottes.

Der Dämon des Geldes widerstrebt dieser werdenden Einheit der Menschheit: Er ist wie ein Streitapfel hineingefallen in die Harmonie der zusammenhaltenden Menschen: „Wer mich hat, der hat das Glück — für sich allein!“ Und schon lösten sich die einander fassenden Menschenhände. Jeder sucht für sich allein, abgetrennt und losgerissen von der großen Einheit, möglichst viel für sich zu gewinnen und zu profitieren. Das ist immer das Bestreben, ob es nun ein einzelner Mensch, eine Familie, eine größere Gesellschaft, ein ganzer Volksverband ist. Immer sucht man den andern zuvorzukommen, stärker, mächtiger, reicher als die andern zu sein. Es gibt nur eine Sünde und die nennen wir in der deutschen Sprache deutlich und verständ-

lich: Selbstsucht! Sie aber ist erzeugt und hervorgerufen von dem Dämon Geld. Denn das ist in unserem persönlichen Vorwärtstreben nicht das Ziel und der treibende Gedanke, daß alle Menschen gleich stark und groß würden! Dann würde man sich ja nicht mehr auszeichnen und solche haben, die uns beneiden können. Denn gewiß fordert unsere Freude an einem reichen Genußleben, um vollkommen zu sein, arme, elende, von uns unterdrückte und beraubte Menschen, mit deren erbärmlichen Lage wir unser reiches Leben nun vergleichen und feststellen können. So dachten sich die Juden — und wieviel Christen denken insgeheim noch ebenso! — ihre Seligkeit im Himmel erhöht und gesteigert dadurch, daß sie von Ferne die Qualen ihrer gepeinigten Wiedersacher schauernd sehen würden!

So wird das Geld ganz naturgemäß zu dem Mittel, sich von anderen abzuheben — durch bessere Kleider, feinere Wohnungen, größere Sauberkeit und sogen. Bildung. Ja, es ist wahr, daß „auf die Auszeichnung, diese Abtrennung von den Armen durch undurchdringliche Mauern wir mindestens neun Zehntel unseres Reichtums verwenden.“ Das Geld bringt so unter die Menschen, die zu einander gehören, jene gewaltige von Verachtung und Haß befestigte Kluft der „Klassenunterschiede“. Jeder Mensch, der etwas Geld, ein festes Einkommen, ein Häuschen hat, der sondert sich von den „Nichtshabern“ ab im stolzesten Klassen- und Kastenbewußtsein: So entstehen die Klassen der Handwerker, Beamten, Kaufleute, Großindustriellen u. s. f. Wo aber bleibt die Einheit der Menschen? Der Dämon Geld kichert; denn er hat sie zerstört.

Das Geld wird aber gleichzeitig das Mittel, einen Teil der Menschen, die Armen, gewaltjam zu unterdrücken und abhängig zu machen. Ungerecht ist der Mammon. Wie schmutzig sieht schon äußerlich eine Geldmünze aus! Wie würden wir aber erschrecken, wenn wir einmal all den sittlichen Schmutz sehen würden, der jedem ererbten, gewonnenen, aber auch erworbenen und verdienten Geld anhaftet! Daß jeder „Rentier“, der ohne zu arbeiten „von seinem Geld“ lebt, tatsächlich gegen das 7. Gebot sündigt, ist ja selbstverständlich. Wir wissen auch, daß für viele höchst anständige Menschen in Geldangelegenheiten nicht nur die Gemütlichkeit, sondern auch die Sittlichkeit aufhört. Wie viele halten es für gar kein Unrecht, den Staat, also die größere Menschengemeinschaft, durch Steuerhinterziehung zu schädigen! Aber Jesus denkt, wenn er von der „Ungerechtigkeit des Mammons“ spricht, durchaus nicht nur an all die komplizierten Kniffe, mit denen man etwa durch fremde Arbeit sein Vermögen zu vergrößern pflegt. Er war der höchst sonderbaren Meinung, daß jedes auch durch eigene Arbeit erworbene Geld doch „ungerechter Mammon“ sei. Es klebt an jedem Geld Blut und Tränen.

Eine kleine Ueberlegung macht uns das sofort klar: Jeder Mensch braucht Brot, Fleisch, Kartoffeln zur Nahrung — wieviel Tränen kleben an den mühsam zusammengescharzten Pfennigen, mit

denen manche Witwe das zum Leben Notwendige einkauft. Kleben nicht an all dem Geld, das durch unsere Hände geht, die Tränen der Armen, Hungernden, Witwen und Verzweifelnden? Und wie enthüllt uns Lassalle's „ehernes Lohngesetz“ die innere Ungerechtigkeit, von der jede Geldwirtschaft begleitet sein muß! Und solch Geld soll Segen bringen können?

Verdient nicht jedes noch so reell betriebene Kaufmannsgeschäft auf Kosten anderer? Wer weiß, ob nicht sein Aufstieg den Niedergang anderer kleinerer, nicht so reicher Geschäfte zufolge hat und so Menschenexistenzen vernichtet! Jeder Arbeiter und Beamter, der sich eine Stellung verschafft, weiß, daß er manchen anderen vielleicht ebenso tüchtigen, vielleicht noch tüchtigeren, der auch diese Stellung einnehmen wollte, verdrängt hat. Wer kann es sagen, ob nicht dein erster Wochenlohn die Arznei der kranken Mutter bezahlen, den kalten Ofen wärmen sollte in einer Familie, da seit langem Arbeitslosigkeit und Not zu Gasten sind?

Wenn wir das einmal klarmachen, daß, ohne daß wir es ändern können, jede ehrliche Hantierung unsererseits, die uns das zum Leben notwendige Geld verschafft, für andere Familien Veranlassung von Elend, Hunger und Verzweiflung bedeutet, dann graust einem vor der ungerechten dämonischen Macht des Geldes, die mich, während ich meine Pflicht tue, zum Verbrecher an anderen macht. Wir alle dienen ja dem Geld, soweit wir für das äußerliche Leben der Unseren sorgen; in demselben Maß aber unterstützen wir auch, daß ungerechte Gewalt geübt wird an einem großen Teil unserer Volks- und Menschheitsgenossen. Wir werden mitschuldig an der Kluft zwischen Reich und Arm.

Nicht besser steht es mit der Kluft der Völker und Rassen unter einander, die wir nur im Vorübergehen streifen wollten. Auch in dem Verhältnis der Völker zu einander ist alles auf den Grundsatz gestellt, daß jeder möglichst viel haben will an Land, Arbeitskräften, Kornfeldern, Diamanten — kurz an Geldwerten. „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.“ Dieses Wort bezeichnet den Blutweg, mit dem noch immer die stärkeren Völker um des Geldes willen kleinere unterjocht haben. Denken wir nur an den Burenkrieg der Engländer, an den Krieg Italiens und der Balkanstaaten gegen die Türkei. — Gewiß ist heute das in allen Ländern angelegte Kapital bemüht, solch rohe Art der Unterjochung wie durch einen Krieg zu verhindern, aber nicht um der sittlichen Beziehungen der Völker zu einander willen, sondern allein aus Furcht vor einer Geschäftskrisis, die das eigene Kapital gefährden würde. Und endlich wird heute ganz von selbst auf friedlich-wirtschaftlichem Weg des ärmeren Land von dem an Geld reicheren in wirtschaftliche Abhängigkeit durch Steuern und Zins geraten, die genügend ausgenutzt werden kann, um das eigene Land zu bereichern an den Schätzen des fremden Landes.

Wenn wir uns nun fragen, wie denn die Menschen sich einem solchen Dämon, wie es das Geld ist, unterwerfen können, so lautet

die Antwort: Das Wesen des Geldes ist eben Lüge und Schein. Und die Menschen trauen diesem blendenden Schein und dieser lockenden Lüge. — Wenn wir uns einmal ernsthaft überlegen, weshalb uns denn das Geld in so unerhörtem Maße anzieht, so ist es doch das: eine Stimme ruft uns aus dem Geld zu: Wenn du mich hast, kannst du dir alles kaufen: Macht, Ehre, Wissen, Vergnügen, Gesundheit. Durch diesen Anspruch wird eben das Geld zum Konkurrenten Gottes; denn er bedeutet doch nichts weniger, als daß man in und mit dem Geld alles habe.

Wie geschwollen und satt pflegen Menschen zu werden, wenn dieses Bewußtsein erst ihr Fühlen und Meinen beherrscht: haben wir Geld, dann haben wir alles, denn uns fehlt nichts mehr: „Nun, liebe Seele, hast du Ruhe für viele Jahre!“ — Solch sattes Bewußtsein des Besitzens durch Geld und Gut, das immer das Ende jeglichen seelisch-geistigen Regens und jeglichen sittlichen Denkens bedeutet, finden wir gewiß nicht nur bei den reichen „Geldprozen“, sondern — ach, wie oft! — auch bei besser gestellten Handwerkern, Beamten, Arbeitern! In dem Augenblick verliert der Mensch das Beste, das er in sich birgt, die unbegreifliche Unruhe des Herzens, die ihn zu etwas treibt, was größer ist als er: das ist die Gottessehnsucht in ihm.

Es ist von einer schmerzlichen Ironie begleitet, zu sehen, daß gerade die Menschen selbst jenen Anspruch des Geldes, daß in ihm alles gegeben sei, verwirklichen helfen. Die Menschen sind es ja, die eine ganze Kultur, Wirtschafts- und Bildungsweisen auf den Besitz von Geld aufbauen. Die Menschen merken es gar nicht, daß, während sie die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens käuflich machten, sie selbst käuflich wurden. Denn nur an ihrem von Schein und Lüge irregeleiteten Meinen liegt es, daß sie das Geld zum Maßstab des Wertes der Menschen gemacht haben. Der Mensch wird nun nicht mehr eingeschätzt nach dem, was er ist, sondern nach dem, was er hat. Wie bitter muß das jeden armen, mit einem feinen Empfinden begabten Menschen berühren, zu sehen, daß solch zufällige äußere Dinge wie Geld und Gut die Achtung und Wertschätzung bestimmen, die einer genießt! Eine Kultur, die auf dieser Grundlüge des Scheins sich aufbaut — und tut unsere sogen. christliche Kultur das nicht? — ist nicht von Gott und darum auch zur Zerstörung bestimmt.

Das Geld hat dämonisch unser Urteilen gefälscht und falsche Werttafeln um uns errichtet. Mit all dem Außerlichen — die Gesundheit meinerwegen miteinbegriffen — das man sich heute kaufen kann, hat man doch nicht die inneren Werte, das Persönliche. Und das ist der entscheidende, wahre Wert. Liebe und Vertrauen, Herzensreinheit und Seelenadel, wahre Lebensfreude und Frieden sind Dinge, über die noch kein Geld Macht gewinnen konnte. Und die Zeit ist auch nicht mehr fern, da genügend Nahrung, Gesundheit, Wissen und Kunst, kurz alles zum Leben Notwendige und das Leben Verschönende nicht mehr vom Geld abhängig gemacht werden wird.

Jesus hat das Bild eines solchen Lebens vor Augen gehabt. Freilich diese Menschen würden sehr „voll Gott“ sein: Und darum werden sie unter einander sich nicht trennen und absondern und überlegen, wie einer mehr sein könne als der andere. Nichts anderes werden sie sein wollen als Brüder und Schwestern zur gegenseitigen Hilfe und Förderung. Was brauchen sie noch das schmutzige, ungerechte Geld! Auch ohne das Geld werden sie Mittel und Wege finden, daß ein jeder seine Arbeit, aber auch seine Wohnung und Nahrung und sein bißchen Sonnenschein finde auf Erden. Gewiß wird diese Zeit noch lange kein Paradies sein: Sorgen, Kummer, Not wird es auch dann geben. Aber in gegenseitigem Aneinanderhalten werden die Menschen größer und stärker sein und das Schwere würdiger ertragen.

Aber — diese Frage erhebt sich zum Schluß für den, der ein Gefühl für die Ungerechtigkeit und Lüge des Geldes bekommen hat — noch behauptet heute und morgen das Geld seine Weltherrschaft: was sollen wir denn tun, solange es noch Geld gibt?

Darauf läßt sich nicht ohne weiteres antworten. Eins ist sicher: Ein jeder sehe an seinem Teil zu, daß, soweit er mit Geld zu tun haben muß, er der Herr des Geldes bleibe, und nicht das Geld sein Herr werde. Er zeige, daß man sich zwar des Geldes zum Unterhalt bedienen muß, weil nun einmal alles auf der Geldwirtschaft aufgebaut ist, aber daß man trotzdem das Geld für eine sehr untergeordnete Sache halten, ja für etwas, was man kräftig verachten muß. Und dann — was damit zusammenhängt — mache man sich soweit nur immer möglich im Umgang mit den Menschen frei von allem, was von Geld aus gesehen und geurteilt ist. Wenn wir uns zum armen Arbeiter an einen Tisch setzen und den Tagelöhner als Freund aufsuchen, ohne im geringsten darauf Rücksicht zu nehmen, daß es in der Arbeiterwohnung nach Armut aussieht und daß der Tagelöhner nicht den Besitz eines Bauern hat oder das ihm fehlt, was wir „Bildung“ nennen, — dann helfen wir die Macht des Geldes brechen, weil wir dann durch unser praktisches Verhalten die von Geld diktierten Werttafeln zerbrechen, uns über die von Geld herstammenden Unterscheidungen zwischen „reich“ und „arm“, zwischen „gebildet“ und „ungebildet“ einfach hinwegsetzen! An dem Vorbild Jesu von Nazareth werden wir uns immer orientieren können.

Wenn ein reiner Eifer treibt, mehr zu tun durch persönliche Tat und persönliches Opfer zur Ueberwindung der Geldherrschaft, der horche auf die Stimme seines Innern und handle, wie sein Gewissen ihn treibt; die Menschen werden ihn verlachen, vielleicht verfolgen; der Christus wird ihn segnen.

Soweit wir aber mit Geld zu tun haben, gilt das Wort Jesu: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon.“

Ungerecht ist das Geld auf jeden Fall; aber wenn es von einem mit Liebe und Wahrheit erfüllten Menschen gebraucht wird, kann sich

auch Satan „in einen Engel des Lichts verwandeln“, kann auch das böse, ungerechte Geld entgegen dem in ihm wohnenden Trieb und Willen Gutes schaffen. Zwar nicht durch sogen. „Wohltaten“: denn sie sind doch nur eine dem Geber unspürbare Abschlagszahlung, damit er um so beruhigter seinem Genuß fröhnen kann.

Aber wenn du all dein Geld nicht als dein Eigentum betrachtest, das du zu deinem Genuß verwenden könntest, sondern als dir nur anvertraut, damit du mit ihm das durch seinen Erwerb gestiftete Elend lindern, die feinetwegen geflossenen Tränen trocknen — kurz die Schuld, die an ihm klebt und an der du durch dein Geld teilhaft, mindern könntest, dann würde das Geld aus einem Gift zum Segen von Menschen werden. Es würde dann nicht mehr benutzt werden, um undurchdringliche Mauern zwischen den Menschen zu bauen, sondern um Brücken zu schlagen und Ausgleich zu schaffen. Es würden von ihm — und sind einzelne Menschen nicht schon dabei, wenn auch erst ganz im Anfang? — Einrichtungen getroffen werden wie freie Erholungsstätten für Kranke, freie Hochschulen für jeden begabten und geweckten Jungen, gesunde Wohnungen für jeden Arbeiter: Einrichtungen, die nichts von „Wohltätigkeit“ an sich haben dürfen, sondern mit der großen Selbstverständlichkeit der Liebe hingestellt werden müssen als Eigentum des ganzen Volkes, der Menschheit. Einrichtungen, die unser ganz auf den Geldbesitz gestelltes Leben überwinden helfen, weil sie eben jedem offen stehen und nicht nach Geld oder irgend einem andern Privilegium fragen. So hülfte das Geld sich selbst überflüssig machen. Freilich im letzten Grunde tut es nicht das Geld, sondern Menschen, die dahinterstehen: Menschen voll Liebe und Gerechtigkeitsinn, Menschen voll Gott! G. Eberlein, Stettin.

Der religiöse Sozialismus und die Kirche.*)

Werte Versammlung! Auf seinem Osterspaziergang läßt Goethe den Doktor Faust beim Blick auf das bunte Gewimmel der vielen Spaziergänger die bekannten Worte aussprechen:

Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie Alle an's Licht gebracht.

In diesen wenigen Worten ist kurz und schön angedeutet, was ich als das Wesentliche an der Kirche, am religiösen Sozialismus und an ihrem gegenseitigen Verhältnis empfinde.

Die Kirche ist mir, und mich dünkt, sie sollte es jedem ernsthaften Menschen sein, etwas „Ehrwürdiges“.

*) Ansprache am Volksabend in Bern, Sonntag den 4. Mai 1913.